

Was bitte sollen „Leitsterne meines Haupt“ sein, die „als Planeten sind gesetzt meinem Leben“? Kaum jemand käme darauf, dass die Augen der Liebsten gemeint sind. Aber so gleich folgt die nächste Hürde: „Ein faules Grab, so Alabaster deckt“, hinter diesem preziösen Sinnbild verbirgt sich die trügerisch-triste Welt. Na, wenn's denn sein muss. Aber darf man, was zwei im Bett tun, auch noch den „Zucker dieser Zeit“ nennen?

Barockpoesie ist bizarr und verstiegen, einfach anstrengend, urteilten Kritiker im 18. Jahrhundert. Unerbittlich hetzten sie gegen die reim- und bildseligen Literaten von einst, speziell Schlesier, die es angeblich besonders schlimm getrieben hatten. Schuld an der Misere, ermittelten dann Professoren, sei ein gewisser Martin Opitz.

Mit viel Rhetorik, aber wenig Dichtergabe habe Opitz (1597 bis 1639) begabte Verskünstler reihenweise zu hohlem Wortgeklingel erzogen. Schlimmer noch: Auf die erste, von ihm inspirierte „schlesische Dichterschule“ sei eine zweite gefolgt, die den verbalen Bombast vollends auf die Spitze trieb – bis der barocke „Schwulst“ sozusagen von der eigenen Masse erdrückt worden sei.

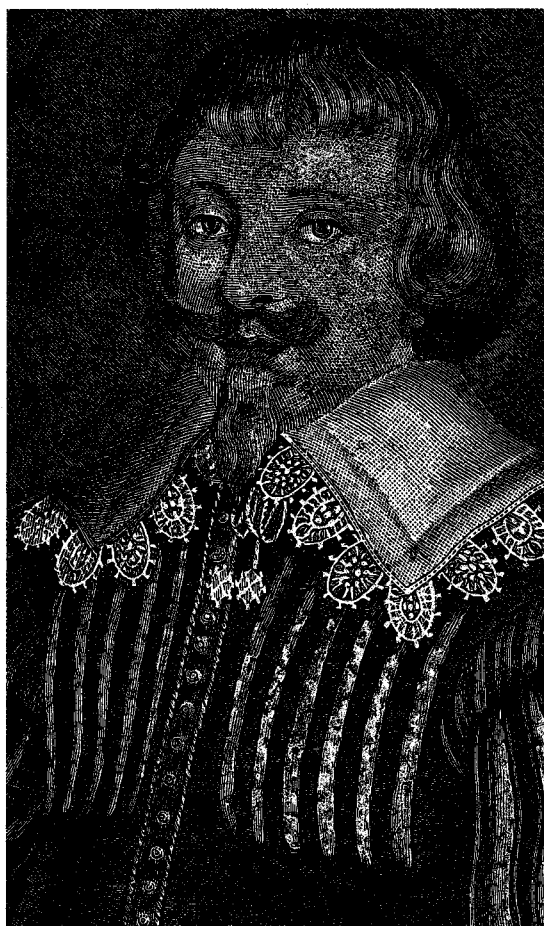
Kein Literaturwissenschaftler würde heute dieses vernichtende Urteil, das sich bis nach 1900 hielt, guten Gewissens unterschreiben. Selbst von Dichterschulen ist kaum noch die Rede; zu eigenständig seien die Talente, zu verschieden die Resultate. Doch was Schlesien angeht, liegt die Schul-Diagnose nicht völlig daneben.

Opitz brachte ja wirklich einiges in Gang. Der Sohn eines Fleischers aus Bunzlau war vom Musterschüler des Breslauer Magdalenen-Gymnasiums zum Hofpoeten aufgestiegen. Mit 20 Jahren hatte der gefällige Versifex für den literarischen Wert der deutschen Sprache plädiert

*Schlesier wie Opitz und Gryphius prägten die deutsche Barockdichtung maßgeblich mit – doch dann galten ihre Reim- und Erzählkünste plötzlich als „Schwulst“.
Ein Lehrstück über literarischen Pioniergeist.*

Alabaster auf dem Grab

Von JOHANNES SALTZWEDEL



Reformdichter Martin Opitz
Porträt von Johann Jakob Haid, 18. Jh.

– auf Latein! – und dann mit 27 sein „Buch von der Deutschen Poeterey“ herausgebracht.

Nicht Silben zählen, sondern Wortakzente nutzen sollte man als deutscher Dichter, forderte Opitz. Außerdem verlangte das mitten im Tumult des Dreißigjährigen Krieges erschienene Büchlein, sauber zu reimen und Fremdwörter zu meiden. Zwar hatte der Reformator mit dem bevorzugten Alexandriner-Vers auch selbst einige Mühe; aber er tröstete sich:

*Vielleicht werden noch die
bahn so ich gebrochen /
Geschicktere dann ich nach
mir zue bessern suchen.*

Tatsächlich: Sein in nur fünf Tagen entstandenes Brevier, eher kundig zusammengestellt als originell, wurde im Nu zum Manifest. Von Straßburg bis Königsberg bürgerten Opitz-Jünger den Alexandriner ein. Viele von ihnen waren Schlesier: In Danzig, aber auch in den Universitätsstädten Helmstedt und Tübingen verbreiteten Apostel die neue Lehre; zur Hochburg wurde Rostock.

Natürlich entstanden lyrische Kapitalwerke selten über Nacht – Dichterei war ja grobenteils ein Zulieferdienst für Hochzeits-Carmina oder Leichenverse. Am raschesten zeigte sich der Wandel auf geistlichem Gebiet: So gelangen schon dem Opitz-Zeitgenossen Johann Heermann einige Kirchenlieder, die bis heute gesungen werden („O Gott, du frommer Gott“, „Wo soll ich fliehen hin“).

Welchen Reichtum die über 3000 kurzen „Sinngedichte“ des Schlesiens Friedrich von Logau (1604 bis 1655) bargen, merkten dagegen wenige; der Autor, ein hoher Beamter, trat unter Pseudonym auf. Erst Gottfried Ephraim Lessing, selbst ein begnadeter Spruchdichter, entdeckte die Weisheiten Logaus und gab sie neu heraus.

Anders war es mit Andreas Gryphius (1616 bis 1664): Gravi-tätische Trauerspiele („Cardenio und Celinde“) und satirische Komödien („Herr Peter



Dichter-Gelehrter Lohenstein (Kupferstich von 1688), Titelblatt einer Gryphius-Werksammlung

Squentz“) machten den Juristen aus Glogau bekannt. Aber er dichtete auch Sonette über die Vergänglichkeit:

*DV sihst / wohin du sihst
nur Eitelkeit auff Erden.
Was dieser heute baut /
reist jener morgen ein:
Wo itzund Städte stehn /
wird eine Wiesen seyn /
Auff der ein Schäfers-Kind
wird spielen mit den Herden.*

Ganz auf diesen verinnerlichten Ton gestimmt, ja bis ins Mystische überhöht klangen die Verse des Arztes und Juristen Johannes Scheffler (1624 bis 1677) aus Breslau. Wie Gryphius hatte er beste

macht gepokert – bis endlich die Gegenreformation obsiegte, etwa in Gestalt jesuitischer Schulen. Seither mussten gebildete Söhne des protestantischen Großbürgertums sich anpassen oder ins innere, wenn nicht gar äußere Exil gehen.

Religiöse Dispute seit Generationen und der zermürbende Krieg hatten den Sinn für Werte und Worte enorm geschärft. Was die Jesuiten in Schlesien auf katholischer Seite leisteten, fand unter Protestanten seinen Widerpart in der Erbauungslehre des erweckten Schusters Jacob Böhme (1575 bis 1624). **Sehn-süchte nach einer heileren Welt**, wie die modische Schäferdichtung sie bediente, dann auch manieristische Ideen-Feuer-

Abfurda Comica.

Oder

Herr Peter Squentz/
Schimpff-Spil.

ANDRÆ GRYPHII
HORRIBILICRI-
BRIFAX

Deutsch.

Breslaw /
Bey Veit Jacob Treschern.

Verliebtes Gespenste/
Gesang-Spil.

Breslaw /
Gedruckt durch Gottfried Gründern/
Baumannschen Façon.

Nach Opitzens Durchbruch probierten Dichter bald Kühneres.

Universitäten im Ausland besucht, bevor er daheim Ämter übernahm. Das Schicksal des Lutheraners, der 1653 Katholik wurde und sich als lyrischer Glaubenskämpfer „Angelus Silesius“ nannte, vereint vieles von dem, was „schlesische Schule“ ausmacht.

Lange hatten Europas Mächte, allen voran die Habsburger, hier an der Schnittstelle von Polen, Sachsen, Böhmen und Ungarn um konfessionelle Vor-

werke aus Italien und Spanien inspirierten die Poeten; obendrein wurde der Ehrgeiz von überregionalen Dichterbünden angestachelt.

Kaum ein Wunder also, dass nach Opitzens Durchbruch bald Kühneres probiert wurde – und wieder weltläufige Schlesier zu den Pionieren zählten.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616 bis 1679) aus Breslau hatte schon als Danziger Gymnasiast Opitzens

Anerkennung gewonnen; nach vier Jahren Bildungsreise lebte er seit 1642 in seiner Vaterstadt. Verse strömten dem reichen Kaufmann und Ratsherrn unentwegt zu, ob er nun in „Helden-Briefen“ Moral auftischte („Zuchtheimine an Tugendandt“), Italiener und Lateiner übersetzte oder artig eine „Blessine“ anschwärmte.

Dass die galanten Reimkaskaden später ausgerechnet zusammen mit den Werken Daniel Caspers von Lohenstein als „zweite Schlesische Schule“ verteuftelt wurden, war ein Fehlgriff aufgebracht. Denn Lohenstein (1635 bis 1683) tat anderes als sein Freund Hoffmannswaldau: Der hochgelehrte Jurist führte Welt- und Sittenlehre an Extremfällen vor, in emotionsgepefferten Tragödien und im über 3000 Quartseiten dicken Staatsroman „Arminius“.

Leisten konnten sich den freilich die wenigsten – finanziell wie geistig; das enzyklopädische Erzähl-Massiv blieb luxuriöser Feinsinn. Kein Wunder, dass Aufklärer dann solche Werke als vorzeitliche Monster verhöhnten: Noch heute dringen fast nur Wissenschaftler in ihr kniffliges, von Anspielungen durchsetztes Gefüge ein. Trotzdem: Literarisch haben sie, wie auch die Verskunst zuvor, einmal Epoche gemacht – ob das nun noch „Schlesische Schule“ genannt werden darf oder nicht.